

# BESPIEGELUNGSKUNST

Begegnungen auf den Seitenwegen  
der Literaturgeschichte

Herausgegeben von  
Georg Braungart, Friedmann Harzer, Hans Peter Neureuter  
und Gertrud M. Rösch

**Attempto**  
VERLAG

Herausgeber und Verlag danken der Universitätsstiftung Pro Uni PR der Universität Regensburg für die gewährte Druckbeihilfe.

© 2004 · Attempto Verlag Tübingen  
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem und säurefreiem Werkdruckpapier.

Internet: <http://www.attempto-verlag.de>  
E-Mail: [info@attempto-verlag.de](mailto:info@attempto-verlag.de)

Gesamtherstellung: Hubert & Co., Göttingen

ISBN 3-89308-341-3

## Inhalt

G. BRAUNGART, F. HARZER, H.P. NEUREUTER, G.M. RÖSCH Einleitung .....	7
KARIN HABER Die im Dienste der Gelehrsamkeit agierende Schauspielkunst Friederike K. Neuber und Johann Chr. Gottsched, Leipziger Ostermesse 1727 .....	15
JOACHIM JACOB „Wäre ich Ihr Klopstock für seine Meta“ Meta Moller und Friedrich Gottlieb Klopstock, Hamburg, 4. April 1751 .....	29
ANDREAS F. KELLETAT „Zu höherer Tüchtigkeit gestählt“ Goethe und Herder, Straßburg, September 1770 .....	43
HANS PETER NEUREUTER G. A. Bürger und G. Chr. Lichtenberg Göttingen, 12. Juni 1794 .....	59
ROGER PAULIN Ludwig Tieck und Samuel Taylor Coleridge London, Juni 1817 .....	75
GERTRUD MARIA RÖSCH „Tolle Wirthschaft!“ Franz Grillparzer und Heinrich Heine, Paris, April 1836 .....	85
GEORG BRAUNGART Der Hauslehrer, Landschaftsmaler und Schriftsteller Adalbert Stifter besucht den Gletscherforscher Friedrich Simony. Hallstatt, im Sommer 1845 .....	101
WALTER ERHART Fontane und Eichendorff Berlin, 17. Februar 1854 .....	119
MATHIAS MAYER Person und Phantom. Eduard Mörike und Theodor Storm, Stuttgart, 15. August 1855 .....	129

Georg Braungart

## Der Hauslehrer, Landschaftsmaler und Schriftsteller Adalbert Stifter besucht den Gletscherforscher Friedrich Simony. Hallstatt, im Sommer 1845

Wer begegnet wem? Literaturgeschichte wird – selbstverständlich – aus der Perspektive der Literatur geschrieben. Aus ihrem Gehäuse heraus blickt der Literaturhistoriker zusammen mit ‚seinen‘ Dichtern auf die Umgebung. In diesem kleinen Versuch soll die Blickrichtung einmal umgedreht werden.

Er ist eine „legendäre Persönlichkeit“: der Begründer der Geographie als einer „selbständigen Naturwissenschaft“, der „Erfinder der wissenschaftlichen Zeichnung in der Geographie“, der Erforscher des Dachsteinmassivs, „Lehrer, Bergsteiger, Höhlenforscher, Schriftsteller, Maler, Zeichner und Fotograf“<sup>1</sup>, Erforscher der Alpenseen – und nicht zuletzt und vor allem: Gletscherforscher. So wird Friedrich Simony anlässlich seines hundertsten Todestages 1996 gewürdigt. Der Aufwand, der selbst aus österreichischer Perspektive getrieben werden muss, um seine Bedeutung herauszustellen, lässt aber eher das Gegenteil vermuten. Friedrich Simony ist heute eine lokale Größe in der Dachsteingegend, vor allem in Hallstatt, jenem Städtchen, in dem er einen wichtigen Teil seiner Forschungen getrieben hat, das er aber auch mit vielfältigen anderen Aktivitäten, sozialen wie kulturellen, bereichert hat. Darüber hinaus gehört er vor allem in die Spezialgeschichte der Geographie. Muss man ihn kennen? Einen bescheidenen Platz in der Literaturgeschichte hat Simony durch eine Begegnung. Adalbert Stifter ist ihm begegnet. Und diese Begegnung hatte Folgen. Die Erzählung *Bergkristall* ist eine davon. Von ihr wird noch die Rede sein.

Friedrich Simony ist in Nordböhmen – also nicht in den von ihm erforschten und beschriebenen Bergen der Alpen – geboren, im Jahre 1813;<sup>2</sup> und er hat seine Mutter bereits als Kind verloren, der Vater ist unbekannt. Im Zuge der Recherchen zu einer Fernsehdokumentation wurde 1993 wahrscheinlich gemacht, dass Simony ein uneheliches Kind gewesen sei.<sup>3</sup> Nach dem vierjäh-

<sup>1</sup> Rudolf Lehr, *Friedrich Simony (1813-1896). Ein Leben für den Dachstein*, in: *Ein Leben für den Dachstein. Ausstellung im Museum Francisco-Carolinum Linz*. Linz 1996, S. 9-36, hier S. 9f. – Vgl. auch die konzise Werkbiographie von Wolfgang Kainrath: *Friedrich Simony (1813-1896). Ein Lebensbild des Alpenforschers und ersten Ordinarius für Geographie an der Universität Wien*, in: *Geographischer Jahresbericht aus Österreich. LIII. Band (1994)*. Wien 1996, S. 9-22.

<sup>2</sup> Ebd., S. 11. Das Folgende ebenfalls nach der Darstellung von Rudolf Lehr.

<sup>3</sup> Möglicherweise war, wie der erste Biograph Albrecht Penck mutmaßt, sein Vater 'Armeearzt'. – Vgl. ebd., S. 12-14.

rigen Besuch eines Ordensgymnasiums und der Ausbildung zum Apothekerhilfen bereitet sich Simony durch Selbststudium in Botanik und Chemie auf das Studium der Naturwissenschaften in Wien vor, wohin er 1835 übersiedelt. Er benötigt eine Sondergenehmigung, um die fehlenden Gymnasialjahre in Eigenregie nachholen zu dürfen, und er bekommt sie durch die Gunst des Erzherzogs Ludwig, Bruder von Kaiser Franz und als Vorsitzender der Staatskonferenz eine Marionette Metternichs.<sup>4</sup> Der Erzherzog macht sich durch mannigfache finanzielle Unterstützung um die Laufbahn Simonys verdient, der als Aufsteiger von ganz unten auch ein Beleg für die Mobilität in der österreichischen Gesellschaft der Vormärzzeit ist. Mit 38 Jahren ist Simony gesellschaftlich gesichert; er wird „am 19. April 1851 von Kaiser Franz Joseph I. zum ordentlichen Professor für Erdkunde an der Universität Wien ernannt, eine Stelle an der er 34 Jahre tätig ist.“<sup>5</sup>

Sein Studium dauert schon einige Jahre an, als Simony die erste ausgedehntere Alpenreise unternimmt. Dabei kommt er im September 1840 – acht Jahre nach der Erstbesteigung des Dachsteins – auch nach Hallstatt und besteigt das Dachsteinplateau. Zwei Jahre später, am 8. September 1842, erreicht er bei seiner zweiten Reise ins Salzkammergut auch den Gipfel, wobei er am Plateau übernachtet. Seinen Bericht hierüber lässt Simony Ende Oktober in der Wiener Zeitung drucken.<sup>6</sup> Es folgt nicht lange darauf, im Dezember desselben Jahres, die erste Winterbesteigung jenes Massivs, das ihn sein Leben lang nicht mehr loslassen sollte. Auch hierüber schreibt Simony einen Text, den ‚Bericht‘ zu nennen stark untertrieben wäre. Er trägt den Titel *Drei Dezembertage auf dem Dachsteingebirge* und wird im November 1843 in der *Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode* veröffentlicht.<sup>7</sup> Deutlich strebt hier der Verfasser eine Synthese aus Wissenschaft und Poesie an, wie er sie auch später noch versuchte, etwa in dem Aufsatz über *Die Seen der Alpen* (zuerst 1860 gedruckt). Im Zeitalter der Populärwissenschaft, im Zeitalter auch von Alexander von Humboldt, dessen *Kosmos* nicht zuletzt als stilistisches Meisterwerk galt, vermag auch ein Spezialist wie der Gletscherforscher Simony die Einheit von Naturwissenschaft und schönen Wissenschaften zu demonstrieren, indem er die Natur literarisiert. Simony publiziert diesen Aufsatz zuerst im *Österreichischen Volks- und Wirtschaftskalender für das Jahr 1860* in einem zwar populären, aber keineswegs schöngeistigen Kontext. Gleich im ersten Satz appelliert er nachdrücklich an die Imaginationskraft des Lesers.

Zwei Erscheinungen in den Alpen sind es, welche vor allen den Natursinn des Menschen fesseln, seine Fantasie anregen, bleibend der Erinnerung sich einprägen – die *Gletscher* und die *Seen*.

<sup>4</sup> Diese Angaben alle nach Friedrich Lehr (Anm. 1).

<sup>5</sup> Ebd. S. 15.

<sup>6</sup> Wolfgang Kainrath (Anm. 1), S. 13.

<sup>7</sup> Nr. 225-230 (11.-18 November 1843), hier zitiert nach dem Wiederabdruck in: Friedrich Simony, *Auf dem Hohen Dachstein*. Wien o. J. [1920], S. 11-45.

Auf diese Eröffnung folgt eine stilistisch ambitionierte Schilderung, welche der Fantasie des Lesers bereits ausreichend Stoff gibt.

Wenn aus einem südlichen Alpentale, wo Ort an Ort sich reiht und jedes Fleckchen Bodens einer Kultur zinsbar gemacht ist, deren Produkte schon an die Nähe des südlichen Himmels mahnen – der Wanderer seine Schritte bergwärts lenkt, wenn er unter dem steten Wechsel die raschen Abstufungen der Vegetation von den Nebengeländen am Bergfuße durch die Waldzone zur Region der Matten kaum wahrgenommen hat und nun, nach Ersteigung irgend eines frei ausschauenden Standpunktes, mit einem Mal eine meilenweite Gletscherwildniß vor sich liegen sieht – da faßt das Unerwartete, Fremdartige, Gewaltige der Erscheinung ihn mit verwirrender Macht; er glaubt aus den Regionen des Lebens an die Schwelle einer toten Natur versetzt worden zu sein.

Die schimmernden Schnee- und Eisgefilde, welche von den höchsten Zinnen der Alpen über deren Rücken sich ausdehnen und mit ihren tiefstgehenden Ausläufern hie und da selbst bis zu den Wohnungen der Menschen herabreichen, dünken ihm eine riesige Leichenhülle, welche ein ewiger Winter über die erstarrte Erde gebreitet hat.

Alle Bewegung scheint von hier für immer verbannt, das Wasser zu Krystall erhärtet, ja selbst das wandelbarste, flüchtigste aller Gebilde – die Wolke – bleibend an des Gebirges Gipfel gefesselt zu sein.

Aber, sind jene Schnee- und Eiswüsten, die gleich hereingeschleuderten Trümmern eines Polarlandes mitten aus der grünenden Bergwelt uns kalt und öde entgegenschauen, auch wirklich so todesstarr, so bar aller lebendigen Thätigkeit, als sie beim ersten Anblick erscheinen?<sup>8</sup>

Es ist der Habitus des Augenzeugen, mit dem Simony hier auftritt; und zugleich beansprucht er, wie im weiteren Verlauf des Textes deutlich wird, die Autorität des Wissenschaftlers. Augenzeugenschaft und wissenschaftliche Autorität gehören zusammen. Zugleich aber ist offensichtlich ein erzieherischer Anspruch erkennbar, und aus ihm speist sich auch die Rhetorik des „wir“. Der Wissenschaftler setzt sich, als exemplarischer Vertreter der Gattung Mensch und als Vorposten seines Lesepublikums, einer Natur aus, die ihm prinzipiell feindlich gesonnen ist, ja, er sucht geradezu jene Natursphären, die statt den Charakter einer bergenden Idylle, eines ‚locus amoenus‘ zu haben, eher ein ‚locus desertus‘ bzw. ‚locus terribilis‘ sind. Durch diese Konstellation liegt der Diskurs des ‚Erhabenen‘ nahe, der sich auch in Simonys Text einstellt:<sup>9</sup>

Aber wie ganz anders ist der Eindruck, den der Anblick eines Alpensees gegenüber jenem eines Gletschers in uns hervorruft.

Der letztere imponiert in seiner Erhabenheit, er erschüttert durch das Gewaltige, man darf sagen, durch das Dämonische seiner Natur. Wer ihn einmal betreten, wird das Bild nie mehr aus seinem Gedächtnisse verlieren, aber gefesselt, wieder-

<sup>8</sup> Friedrich Simony, *Die Seen der Alpen*. In: Österreichischer Volks- und Wirtschaftskalender für das Jahr 1860, S. 34-49; hier zit. n. einem Sonderdruck, S. 1.

<sup>9</sup> Vgl. Daniel Tobias Seger, „...die wunderbar aneignende Kraft des menschlichen Gemüthes...“. *Alexander von Humboldt und das Erhabene*. In: *Scientia Poetica* 6 (2002), S. 59-76.

holt angezogen fühlt sich nur der urwüchsige Hochgebirgsenthusiast von diesem dem Menschen feindlichen Gebiete. Selbst der heimische Bewohner hat eine unverfügbare Scheu vor dem krystallinen Riesen, welcher von den lichten Höhen in sein friedliches Thal herabstarrt, seine Alpenweiden verödet, ja hie und da periodisch selbst sein Haus bedroht.<sup>10</sup>

Auch Alexander von Humboldt hatte in seinen *Ansichten der Natur* die Landschaftsdarstellungen – wie Simony – teilweise über die Perspektiv-Figur eines ‚Wanderers‘ vermittelt. Zu Beginn des Teiles *Ueber die Steppen und Wüsten* etwa heißt es:

Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugenalder unseres Planeten, bei Bildung des antillischen Meerbusens, dem Einbruch der Wasser getrotzt hat, beginnt eine weite, unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Caracas und den inselreichen See Tacarigua, in dem die nahen Pisang=Stämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten und lichten Grün des tahitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ernsten Schatten der Cacao=Büsche zurückläßt: so ruht der Blick im Süden auf Steppen, die scheinbar ansteigend, in schwindender Ferne, den Horizont begrenzen.

Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer baumlosen, pflanzenarmen Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich insel förmig in dem unermeßlichen Raume.<sup>11</sup>

Auch hier findet sich die Vorstellung von der menschenfeindlichen Natur, einer Natur, die sich jenseits der Sphäre des Menschlichen erstreckt und den Menschen nicht braucht. Den Gedanken einer Erdgeschichte jenseits der Menschheitsgeschichte – sie war zuvor immer in menschlich-biblichen Dimensionen gesehen worden –, hatte vor allem die entstehende Geologie um 1800 entwickelt und plausibel gemacht.<sup>12</sup> Unverkennbar ist der Versuch einer epischen Integration zugleich als Versuch zu sehen, die menschliche Dimension in der Darstellung der Natur präsent zu halten: Perspektivfiguren wie der Wanderer, plastisch-metaphorische Schilderungen (‚Naturgemälde‘ im Sinne Alexander von Humboldts), ein auf längere erzählerische Spannungsbögen angelegter Duktus – all dies ist charakteristisch für eine Kultur der Vermittlung von Naturkenntnis, für eine Kultur der Naturwissenschaften, wie sie sich zugleich mit der zu einer weiteren Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems führenden Professionalisierung der Erdwissenschaften genau in jenen Jahren zeigt.<sup>13</sup>

<sup>10</sup> Friedrich Simony, *Die Seen der Alpen* (Anm. 8), S. 3.

<sup>11</sup> Alexander von Humboldt, *Ansichten der Natur. Erster Band*, Stuttgart und Augsburg 1859, S. 3. [Zuerst 1808].

<sup>12</sup> Vgl. zu diesem Zusammenhang: Georg Braungart, *Apokalypse in der Urzeit. Die Entdeckung der Tiefenzeit in der Geologie um 1800 und ihre literarischen Nachbeben*. In: *Zeit – Zeitenwechsel – Endzeit. Zeit im Wandel der Zeiten, Kulturen, Techniken und Disziplinen*, hrsg. von Ulrich G. Leinsle und Jochen Mecke, Regensburg 2000, S. 107-120.

<sup>13</sup> Unter der reichhaltigen Forschungsliteratur zu diesem Thema hebe ich hervor: Peter Bowler, *The Norton History of the Environmental Sciences*, New York – London 1992; und

1842 verbringt Friedrich Simony – wie erwähnt – die drei Dezembertage auf dem Dachstein und veröffentlicht im Folgejahr eine Schilderung dieser Expedition in der von einem Wiener Modewarenhändler herausgegebenen *Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode*. Das Abenteuer wird spätestens hierdurch zum Gesprächsthema der Wiener Gesellschaft, und ein Abenteuer war der Aufenthalt im verschneiten Hochgebirge für die Zeitgenossen, auch die Einheimischen, zweifellos:

Alle Warnungen der Hallstätter, diese lebensgefährliche Tour ja nicht zu unternehmen, gingen an unserem festen Vorsatze verloren. Ein Gletscherbesuch um diese Zeit erschien hier als gänzlich unausführbar [...]. Man zweifelte daher allgemein an dem Gelingen unseres kühnen Vorhabens, welches fast allen, die den wissenschaftlichen Zweck desselben nicht begreifen konnten, höchst abenteuerlich vorkam.<sup>14</sup>

Der Bericht, der auf sechs Nummern verteilt und eine Woche lang täglich fortgesetzt wird, zeigt dieselbe charakteristische Textur wie viele Arbeiten Alexander von Humboldts und anderer Wissenschaftsautoren der Zeit. Eine Prämisse ist die wissenschaftliche Zielsetzung, die jedoch für das anzusprechende Publikum nicht genügt; hinzu kommt die durchaus aufwendige stilistisch-poetische Gestaltung. Das Prinzip der Narration und der Schilderung wird flankiert von einer professionellen Legitimation. Und wie die Publikationstätigkeit Simonys in diesen Jahren zeigt, war seine Strategie zweigleisig, ja nach der Chronologie seiner Veröffentlichungen geht das populärpoetische Medium dem wissenschaftlichen Fachorgan als Bühne für einen sich eben profilierenden Wissenschaftler voraus.<sup>15</sup> Die professionelle Legitimation wird jedoch nicht eigentlich explizit und nachvollziehbar exponiert, sondern im Gestus des Experten, der sich an Laien und Liebhaber wendet: „Ich beschloß jetzt, mein lang genährtes Vorhaben, auf dem Karls-gletscher im Winter gewisse wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen und zugleich auch einige Vorbereitungen für künftige Untersuchungen oben zu treffen, auszuführen.“<sup>16</sup> Viel mehr über den wissenschaftlichen Kontext erfährt der Leser der spannenden Expeditionsgeschichte auch im weiteren Verlauf nicht, wenn auch immer wieder von exakter Beobachtung und präzisen Aufzeichnungen gesprochen wird. Stattdessen wird das Publikum der Modezeitschrift durch eine fulminante poetische, ja romanhaft-epische Exposition in die Geschichte hineingezogen. Simony geht wie ein routinierter Erzähler direkt *medias in res*:

Endlich, nach wochenlangen Stürmen, rissen die düsteren Wolkenschleier, das Flockengewimmel im nebeldurchtobten Reich der Lüfte hatte aufgehört und die

*Cultures of Natural History*, hrsg. von Nicholas Jardine u. a., Cambridge 1996, dort vor allem Kap. 13: Martin Guntau, *The natural history of the earth*, S. 211-229.

<sup>14</sup> Simony, *Drei Dezembertage* (Anm. 7), S. 12.

<sup>15</sup> Franz Grims, *Das wissenschaftliche Wirken Friedrich Simonys im Salzkammergut*, in: *Ein Leben für den Dachstein* (Anm. 1), S. 43-71, hier S. 44.

<sup>16</sup> Simony, *Drei Dezembertage* (Anm. 7), S. 11.

Sonne schaute jetzt von neuem auf das unermeßliche Leichentuch der entschlummerten Erde in ihrem winterlichen Glanze hernieder. Die Federwolken, welche sich noch hie und da hoch über der Berge Silberkronen spannten, verschwanden allmählich im weiten Ätherraum und des Himmels reinstes Blau überwölbte wieder den Seekessel von Hallstatt. Ein trockenkalter Wind strömte über den südlichen Alpenwall herab auf die Spiegelfläche des Sees, das Quecksilber im Thermometer fiel in eben dem Grade, wie es im Barometer stieg und gegen Abend senkte sich jener feine blaue Duft in die Talschlucht der Obertraun, welcher ebenso wie die anderen Anzeichen ein sicherer Bürge von schönem Wetter für die nächsten Tage war.<sup>17</sup>

Leise Andeutungen wissenschaftlichen Denkens, fast beiläufig und durchaus auch in didaktischer Absicht, dringen nach und nach in den Text ein; und es zeigt sich immer wieder, wie die Sprache der Naturschilderung von der wissenschaftlichen Terminologie und vor allem vom Beschreibungshabitus des Forschers profitiert:

So sah ich gleich am Eingange des Eisgewölbes die Trümmer einer Felswand, die dem Eiskolosse im Wege gestanden war, übereinander geworfen. Merkwürdig waren jene Eisgeschiebe mitten unter dem Schutt, welche eben so abgerundet wie die Steingerölle und oft ganz von dem erstern überdeckt waren. Noch auffallender aber kamen mir die gleich innerhalb des Einganges auf dem Boden liegenden großen, verschieden geformten Eisblöcke vor, welche ein vollkommen milchweißes Aussehen hatten. Ob nun diese ihre fremdartige Farbe einer Verschiebung ihrer sämtlichen Teile von dem früheren Quetschen und Vordrängen durch die Gletschermasse, von der sie losgerissen waren, zu danken hatten oder ob vielleicht durch wechselnde Temperaturen der Zusammenhang ihrer Aggregationsteilchen gemindert und so jene Undurchsichtigkeit hervorgebracht worden war, wage ich jetzt noch nicht zu entscheiden.<sup>18</sup>

Das Erzähl-Ich, das als Medium dieser Beschreibungen fungiert, zieht den Leser zugleich in eine erklärungsorientierte Lektüre der Naturphänomene hinein, die den aktuellen Zustand auf seine Vorgeschichte hin transparent macht und damit implizit Hypothesen über die Mechanismen der Erdveränderungen aufstellt. Die Poesie wird durch Wissenschaft angereichert, ja in ihrer Struktur geprägt – und auf der anderen Seite wird die Wissenschaft durch Rhetorik und Poesie suggestiv gemacht: Diskurspolitik eines sich in der Gesellschaft und ihren Institutionen gerade eben etablierenden Aufstiegers.

Einer der Höhepunkte dieses Simony-Textes von 1843 ist die Schilderung einer Eishöhle, die mit Recht als Vorbild für entsprechende Passagen in Stiflers *Bergkristall*-Erzählung gilt.<sup>19</sup> Wiederum ist das Bestreben erkennbar, Er-

<sup>17</sup> Ebd.

<sup>18</sup> Ebd., S. 38 f.

<sup>19</sup> Adalbert Stifter, *Sämtliche Werke*. Fünfter Band. Erste Hälfte. *Bunte Steine* (Text). Hrsg. von Franz Egerer und Adolf Raschner, Prag 1908 [Reprint Hildesheim 1972], Einleitung S. LI.

lebnis und Wissenschaft zu einer Synthese zu bringen – genauer: das Erlebnis durch Wissenschaft anzureichern.

Diejenigen meiner werten Leser, welche nicht das Glück hatten, unter das Kristallgewölbe eines Gletschers zu geraten, haben keine Ahnung jenes wahrhaft feenhaften Anblickes, den die wundervolle Bildung der ungeheuren Eislasten gewähren [!], die sich über einem aufwölben, vor allem aber jenes herrliche Blau, Grün und Weiß, welches dem Eintretenden von allen Seiten in allen Graden der Intensität und Durchsichtigkeit entgegenstrahlt. Man glaubt sich plötzlich in den geheimnisvollen Palast des Alpenkönigs versetzt, der aus dem schönsten und reinsten Lazur, Saphir, Smaragd und Bergkristall erbaut ist.<sup>20</sup>

Hält man Passagen wie diese neben Stiflers Erzählungen, dann muten die Texte wie der Schauplatz eines Kampfes um Diskurshoheit an: Es geht um die Hoheit über den Natur-Diskurs. Stifter hatte in jenen Jahren mit ersten Erzählungen Erfolg, die sich genau in jenen Natur-Sphären abspielten, die Simony erforschte. Im Übrigen waren die beiden zugleich ‚Höflinge‘ bzw. Günstlinge im Dienste desselben Fürsten: „Stifter unterrichtet Metternichs Sohn Richard in Mathematik und Physik, Simony sammelt für den Fürsten Triasversteinerungen.“<sup>21</sup> Geradezu kurios wirkt es angesichts dieser Interessenkongruenz, dass Simony seinen Freund Stifter, den er 1844 im Hause Metternich kennenlernt, fünf Jahre später auf das Gebiet des historischen Romans komplimentieren will. Innerhalb des trotz der Freundschaft bald eingeschlafenen Briefwechsels der beiden ist dieses Zeugnis besonders signifikant:

Die einseitige Richtung in Deinen „Studien“ hat schon manche gewichtige Widersacher hervorgerufen; einen Vorwurf, den auch ich Deinen Arbeiten machen muß, nämlich den allzu großen Mangel an historischem Stoff, wodurch Du verleitet wirst, Deine herrlichen Gedankenblüthen an Unbedeutendheiten zu vergeuden, wirst Du hier ganz beseitigen können. In *Kärnten* kannst Du ein *Walter Scott* werden [...].<sup>22</sup>

Offenbar war Simony in der ersten Hälfte der vierziger Jahre durchaus erfolgreich, als er versuchte, sich als staatlich geförderter Alpenforscher zu positionieren. Eine unlängst aufgefundene, direkt an den Kaiser selbst gerichtete Petition (vermutlich aus der Jahreswende 1845/46), mit der Simony eine nicht unerhebliche Summe für ein äußerst umfangreiches Forschungsprojekt zu erhalten versuchte,<sup>23</sup> zeigt ihn als Drittmittelforscher von Rang: Geschickt auf ‚patriotische‘ Argumente zurückgreifend demonstriert er sei-

<sup>20</sup> Simony, *Drei Dezembertage* (Anm. 7), S. 36.

<sup>21</sup> Lehr (Anm. 1), S. 31.

<sup>22</sup> Friedrich Simony an Adalbert Stifter, 3. Februar 1849. Adalbert Stifter, *Sämtliche Werke*, XXIII. Briefwechsel. 7. Band, hrsg. von Gustav Wilhelm, Reichenberg 1939 [Reprint Hildesheim 1972], S. 61–65, hier S. 64 f.

<sup>23</sup> Oskar Pausch, *Neue Quellen zur Biographie Friedrich Simonys. Mit einer Denkschrift an Kaiser Ferdinand I. aus dem Jahr 1845/46*, in: *Jahrbuch des Adalbert-Stifter-Institutes*, Bd. 4/1997, S. 94–122.

nem prospektiven Gönner, wie wichtig es sei, „alles Interessante jener großen Alpenwelt, die durch ihre unbeschreibliche Schönheit unser Vaterland zur Perle der Länder macht, erschöpfend aufzunehmen und zu einem wohlgeordneten Ganzen zu sammeln [...]“<sup>24</sup> Simony benötigt Geld für das Abzeichnen, Vermessen und Kartieren der österreichischen Alpen, bzw. einer Teilregion und legt hierfür auch einen präzisen Kosten- und Arbeitsplan vor. Aus dem Jahr 1845 ist ein weiterer ‚Antrag‘ Simonys bekannt geworden, der positiv beschieden wurde, wobei die ‚Abwicklung‘ vermutlich über Metternich ging.<sup>25</sup>

Das Jahr 1845 ist auch deshalb ein Schlüsseljahr für Simonys ausgreifende Aktivitäten in der geologisch-geographischen Erforschung der österreichischen Alpen, weil er in diesem Jahr seine aufwendigen Auslotungen des Hallstätter Sees vollendet, die er im Jahr zuvor begonnen hatte. In seiner Petition bezieht sich Simony nicht zuletzt auf diese Leistungen, wenn er auf seine ‚eigenen Vorarbeiten‘ verweist, darunter ca. 100 eigene *Ansichten und geognostische Skizzen*, zudem eine *große Sammlung von Petrefakten des Hallstätter Bezirkes* sowie schließlich auch *Charten über eine Detailaufnahme des Hallstätter Sees aus 500 Tiefenmessungen zusammengestellt* [...].<sup>26</sup>

Die Jahre zwischen 1840 und 1845 bringen dem bis dahin eher orientierungs- und erfolglosen Adalbert Stifter den Durchbruch als Autor. Zuvor hatte er sein Studium ohne Abschluss beendet und vergeblich versucht, eine feste Anstellung als Lehrer zu bekommen. Und obwohl – nach dem *Condor* (1840), den vom Publikum ‚freundlich aufgenommenen‘<sup>27</sup> *Feldblumen* (1840) und dem *Haidedorf* (1840) – die Erzählung *Der Hochwald* ihrem Verfasser 1841 einen großen Publikumserfolg eingebracht hatte, bewirbt er sich am 29. Oktober 1844 um die Aufnahme in den ‚Witwen- und Waisen-Pensionfonds bildender Künstler in Wien‘. Er definiert sich dort – aus durchaus nachvollziehbaren strategischen Gründen, aber doch auch mit berechtigtem Bezug auf seine eigenen Aktivitäten – als Landschaftsmaler. Seinen Antrag begründet er mit dem Hinweis, er übe „seit einer Reihe von Jahren die Landschaftsmalerei“ aus<sup>28</sup> und lebe von dem Ertrag. Es fehlt auch nicht der Hinweis auf seine Beteiligung an Verkaufsausstellungen der Akademie und auf einzelne Verkäufe. Auch wenn er zu dieser Zeit bereits an den Buchfassungen der *Studien* arbeitet, die Option der bildenden Kunst will sich Stifter zu dieser Zeit dem Anschein nach noch offenhalten. Am 18. Oktober 1846, genau zwei Jahre später, schreibt er jedoch dann an seinen Verleger Heckenast,

er wolle nun seine Kräfte voll und ganz auf die Schriftstellerei konzentrieren. Zwischen diesen beiden Momenten – dem ‚Landschaftsmaler‘ und dem Literaten – liegt die Begegnung mit Simony im Sommer 1845.

Zu Beginn des Jahres 1845, jenes Jahres, in dem Friedrich Simony dabei ist, sich als Forscher öffentlich zu profilieren, schreibt Adalbert Stifter einen langen Brief an seinen Verleger Gustav Heckenast, an dessen Ende eine in der Stifter-Forschung häufig zitierte Passage über Simony steht, den er seit gut einem halben Jahr persönlich und recht gut kennt. Eingangs dieses Briefes zeigt sich Stifter geradezu euphorisch über das positive Echo, das die 1844 in Buchform erschienenen *Studien* hervorgerufen hatten: „Hinsichtlich der Studien kann ich Ihnen sagen, daß die Aufnahme, die sie finden, so weit über meine Erwartung geht, daß ich oft, wie im Traume bin.“<sup>29</sup> Der Landschaftsmaler und Publizist Stifter berichtet zum Schluss seinem Verleger Heckenast von neuen Plänen zwischen Landschaftsmalerei, Wissenschaft und Literatur und stellt ihm seinen neuen Partner für verlegerische Projekte auf diesen Gebieten vor:

Das neue Talent heißt *Friedrich Simoni*, wir haben sogar Pläne, mit Ihnen, d. h. ich möchte, wenn das Werk so wird, wie ich hoffe, es niemanden lieber gönnen, als Ihnen; es ist ein *Salzkammergut-Album* mit Zeichnungen (es waren noch weitaus keine solchen da) und Text. [...] Die Zeichnungen sind ganz treu, und sehr charakteristisch, alles Stahlstichwesen weit überbietend – im Texte, den er auch selbst macht, ist er oft so ähnlich mit mir, daß ich meinte, er müsse mir den Gedanken gestolen haben, und er hat doch damals keine Zeile von mir gelesen gehabt.<sup>30</sup>

Der hier etwas herablassend eingeführte, acht Jahre jüngere Simony hat dieses Buch tatsächlich eines Tages herausgebracht, allerdings ohne Stifters Vermittlung und erst lange nach dessen Tod, in seinem großen Werk *Das Dachsteingebiet. Ein geographisches Charakterbild aus den österreichischen Nordalpen*, das er 1895 abschloss. Mit Stifter hat er nur noch wenig direkten Kontakt; der erwähnte Brief vom 3. Februar 1849 zeigt einen durchaus kritischen Leser der *Studien*, und es gibt noch ein einziges persönliches Zusammentreffen in Wels im März 1851, bei dem Stifter – nach Simonys Zeugnis – beteuert, er habe sei zwei Jahren eine ausführliche Antwort auf diesen Brief vor sich hergeschoben. Bei diesem Treffen steht Simonys Ernennung zum Professor der Geographie in Wien unmittelbar bevor; sie findet dann am 19. April 1851 statt,<sup>31</sup> und auch zum Zeitpunkt der Abfassung des langen Briefes vom Februar 1849 ist Simony, obgleich erheblich jünger als Stifter und aus denkbar einfachen sozialen Verhältnissen stammend, doch bereits in gesicherter Posi-

<sup>24</sup> Ebd., S. 114.

<sup>25</sup> Ebd., S. 103 f.

<sup>26</sup> Ebd., S. 119.

<sup>27</sup> Mathias Mayer, *Adalbert Stifter. Erzählen als Erkennen*, Stuttgart 2001, S. 31 (Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 17627).

<sup>28</sup> Karl Privat, *Adalbert Stifter. Sein Leben in Selbstzeugnissen Briefen und Berichten*. Berlin 1946, S. 183.

<sup>29</sup> Adalbert Stifter an Gustav Heckenast, 9. Januar 1845. Adalbert Stifter, *Sämtliche Werke*, XVII. Briefwechsel. 1. Band, hrsg. von Gustav Wilhelm, 2. Aufl. Reichenberg 1929 [Reprint Hildesheim 1972], S. 137-141, hier S. 138.

<sup>30</sup> Ebd., S. 141.

<sup>31</sup> Fritz Krökel, *Stifters Freundschaft mit dem Alpenforscher Friedrich Simony*, in: Adalbert Stifter-Institut des Landes Oberösterreich. Vierteljahrsschrift 3/1954, Folge 1, S. 97-117, hier S. 112.

tion, denn damals hat er Stifter aus Klagenfurt geschrieben, wohin er berufen worden war, „ein naturhistorisches Museum [...] einzurichten und zu organisieren; und so“, fährt Simony fort, „bin ich denn seit October wohl installierter Custos und Dirigent einer Anstalt, welche, unter mir ins Leben getreten, sich rasch zu einer Wirksamkeit entwickelt, die dem Institut eine gute Zukunft bereiten dürfte.“<sup>32</sup> Stifter selbst ist in diesen Monaten des Jahres 1849 weit weniger erfolgreich als Simony, er versucht, sich durch frei verfasste einschlägige Schriften dem Oberösterreichischen Schulwesen als Pädagoge aufzudrängen, was durch die Fürsprache von Gönnern schließlich auch gelingt, so dass Stifter durch Dekret des Wiener Unterrichtsministers am 3. Juni 1850 den „provisorischen Dienstposten“ als „Inspektor der Volksschulen“ für das Land ob der Enns erhält, verbunden mit dem Titel eines „k.k. Schulrathes“.<sup>33</sup> Das Treffen im März 1851 wird das letzte sein: „So kam es zu keinem Wiedersehen mehr, und auch Briefe haben sie nicht mehr gewechselt.“<sup>34</sup> Ihre Wege trennen sich also recht schnell wieder, wenn auch die imaginäre Gegenwart des anderen zumindest für Stifter vor allem durch das Profil der Zentralgestalt im *Nachsommer*-Roman von 1857 eindrücklich dokumentiert ist.<sup>35</sup> So viel sei knapp resümiert: Fast alles, was Stifters Held und Ich-Erzähler Heinrich Drendorf im Kontext der Naturforschung tut oder denkt, hat sein Vorbild bei Simony: das Sammeln von Versteinerungen, das Vermessen von Alpenseen, die Besteigung hoher Bergmassive im Winter, das Zeichnen und Aufzeichnen von Naturphänomenen als eine Form der wis-

<sup>32</sup> Friedrich Simony an Adalbert Stifter, 3. Februar 1849 (Anm. 22), S. 63.

<sup>33</sup> Alois Raimund Hein, *Adalbert Stifter. Sein Leben und Seine Werke*, 2 Bde., 2. Aufl. Wien u.a. 1952, Bd. 1, S. 326 (Abdruck des Dekrets; auch in: Adalbert Stifter, *Sämtliche Werke*, XXV. Erzählungen, 3. Teil. Gedichte und Biographisches, hrsg. von Klaus Zelewitz, Hildesheim 1979, S. 367 f.) – Das Zögern und Taktieren Stifters, der weder eine "Schulratsstelle für die Gymnasien Wiens und Nieder-Österreichs" (Hein, Bd. 1, S. 318) übernehmen wollte (weil er sie als Überlastung empfand), noch in die Niederungen des pädagogisch-schulischen Alltags hinabzusteigen beabsichtigte, ist bekannt. An Heckenast schrieb er am 6. März 1849, nachdem er im Revolutionsjahr seine pädagogische Bestimmung entdeckt hatte: "Ich möchte recht gerne in Unterrichtssachen arbeiten, es ist eine Einleitung angebahnt, aber die Sache ist noch nicht recht im Reinen. Meine Pläne sind nicht flüchtig, sondern organisch belebend und beseelend erzeugen [...]." (*Sämtliche Werke* (Anm. 29), S. 319-325, hier S. 323).

<sup>34</sup> Krökel (Anm. 31), S. 113.

<sup>35</sup> Besonders ausführlich hierzu: Erhard Banitz, *Das Geologenbild Adalbert Stifters*, in: *Gestaltung, Umgestaltung* (Festschrift Hermann August Korff), hrsg. von Joachim Müller, Leipzig 1957, S. 219-237. Zum Geologischen in Stifters *Nachsommer*, allerdings ohne Beachtung der zum Teil abgelegeneren, aber hilfreichen biographischen Forschung (und ohne Hinweis auf Simony) vgl. die anregende Studie von Birgit Ehlebeck, *Denken wie der Wald. Zur poetologischen Funktionalisierung des Empirismus in den Romanen Adalbert Stifters und Wilhelm Raabes*, Bodenheim 1998 (bes. S. 81-91: Die Projekte des Geologen). Vgl. auch: Martin Selge, *Adalbert Stifter. Poesie aus dem Geiste der Naturwissenschaft*, Stuttgart u.a. 1976, etwa S. 58, wo von der Geologie als allgegenwärtiger, aber auch schnell veraltender Zeitmode die Rede ist.

senschaftlichen Bestandsaufnahme.<sup>36</sup> Es liegt auf der Hand, dass in diesen Passagen die direkte Auseinandersetzung mit Simonys Wissenschaftsverständnis gesucht wird, wobei nicht sicher ist, ob die „naturwissenschaftlichen Studien und Messungen Heinrichs“ tatsächlich im Laufe des Romans „hinter der wachsenden Anteilnahme“ zurücktreten, „die er einzelnen Kunstschatzen zuteil werden lässt“,<sup>37</sup> ob also die Entwicklung Drendorfs wirklich von einem „naturwissenschaftlich-taxonomischen Wirklichkeitsverständnis“<sup>38</sup> wegführt, so „dass die Naturwissenschaften den Charakter des Propädeutischen zugesprochen bekommen [...]“.<sup>39</sup> Schließlich gelobt der Held in einem der letzten Sätze des Romans, er wolle der Wissenschaft „nie abtrünnig werden“,<sup>40</sup> und vor allem ist das Sozial-Werden der eigenen ‚Bildung‘ Drendorfs, in der Weitergabe seiner Einsichten an die Schwester, eng verbunden mit seiner naturwissenschaftlich-geologischen Vorgeschichte: „Ich zeigte ihr, wie ich in verschiedenen Richtungen auf dem See gefahren war, um seine Tiefe zu messen“ (564), und es wird der Konnex zwischen Naturforschung und Bildung in feinsinniger Doppeldeutigkeit erwiesen: „Die folgenden Tage brachten wir damit zu, in den Umgebungen des Seehauses Spaziergänge zu machen, damit Klotilde sich ein wenig in diese Bildungen einlebe.“ (564) So bekommt der naturkundliche Unterricht in der Landschaft den Charakter einer Initiation:

In der Folge der Tage führte ich sie auf den See hinaus. Ich führte sie auf die verschiedenen Teile, die entweder an sich schön und bedeutend waren, oder von denen man schöne und merkwürdige Anblicke gewinnen konnte. Ich unterstützte sie mit allen meinen Erfahrungen, die ich mir durch meine mehrfältigen Aufenthalte in dem Gebirge gesammelt hatte. Sie nahm alles mit einer tiefen Seele auf, und durch meine Hilfe waren ihr manche Umwege erspart, welche diejenigen, die zum ersten Male die Berge besuchen, machen müssen, ehe es ihnen gelingt, sich die Größe und Erhabenheit der Gebirge aufschließen zu können. (565)

Im folgenden Winter wagt Drendorf schließlich eine gefährliche, herausfordernde und an die Grenzen des Möglichen führende Expedition ins Hochgebirge und in die Gletscherregion – und auf dieses Gipfelerlebnis läuft der Roman, so könnte man zeigen, im dritten Kapitel des letzten Bandes zunächst durchaus zu. Dass Stifters Held damit ein Unternehmen zugeschrieben bekommt, dem sich sein reales Vorbild im Jahre 1842 unterzogen hatte,

<sup>36</sup> Vgl. die Hinweise in der Einleitung zu Adalbert Stifter, *Sämtliche Werke*. Sechster Band. *Der Nachsommer. Erster Band*. Hrsg. von Kamill Eben und Franz Hüller, Prag 1921 [Reprint Hildesheim 1972], hier S. XXXIV-XL.

<sup>37</sup> Mathias Mayer (Anm. 27), S. 147.

<sup>38</sup> Ebd., S. 166.

<sup>39</sup> Ebd.

<sup>40</sup> Adalbert Stifter, *Der Nachsommer*. Vollständige Ausgabe nach dem Text und mit der Interpunktion der Erstausgabe von 1857. Mit einem Nachwort von Walther Killy, München 1977, S. 731. [Zitate werden nachfolgend im fortlaufenden Text nach dieser Ausgabe nachgewiesen].



braucht nicht eigens betont zu werden, bis in zahllose Einzelheiten hinein reichen die Parallelen.<sup>41</sup> In Simonys Bericht von 1843 heißt der erfahrene einheimische Führer Wallner, der Führer, den Heinrich Drendorf gewinnt, heißt Kaspar, und mit diesem wagt er die ungewöhnliche Wanderung. StifTERS Darstellung an dieser Stelle liest sich vor dem hier rekonstruierten Hintergrund wie eine späte Antwort auf Simonys damalige, stilistisch-poetisch durchaus ehrgeizige Schilderungen. So gelangen die beiden Wanderer schließlich über das ‚Nebelmeer‘ hinaus:

Die Wirkung, welche sich aus dem Aneinandergrenzen der oberen wärmeren Luft und der unteren kältern, wie ich schon am schwarzen Steine bemerkt hatte, ergab, war noch stärker geworden, und ein einfaches waagrechtes weißlichgraues Nebelmeer war zu meinen Füßen ausgespannt. Es schien riesig groß zu sein, und ich über ihm in der Luft zu schweben. Einzelne schwarze Knollen von Felsen ragten über dasselbe empor, dann dehnte es sich weithin, ein trübblauer Strich entfernter Gebirge zog an seinem Rande, und dann war der gesättigte goldgelbe ganz reine Himmel, an dem eine grelle fast strahlenlose Sonne stand, zu ihrem Untergange bereitet. Das Bild war von unbeschreiblicher Größe. Kaspar, welcher neben mir stand, sagte: „Verehrter Herr, der Winter ist doch auch recht schön.“ – „Ja Kaspar“ sagte ich, „er ist schön, er ist sehr schön.“ (580)

Das Erlebnis des Sonnenunterganges in der Gipfelregion wird nur noch übertrifft von der Beobachtung des darauffolgenden Sonnenaufgangs, und hierbei stellt sich, wie oft in diesen Zusammenhängen bei Stifter und Simony, die Vorstellung des Erhabenen ein.

Die Sonne war es, die die niederen Berge überwunden hatte, und den Nebel durchbrannte. Immer rötlicher wurde der Schnee, immer deutlicher fast grünlich seine Schatten, die hohen Felsen zu unserer Rechten, die im Westen standen, spürten auch die sich nähernde Leuchte, und röteten sich. Sonst war nichts zu sehen, als der ungeheure dunkle ganz heitere Himmel über uns, und in der einfachen großen Fläche, die die Natur hieher gelegt hatte, standen nur die zwei Menschen, die da winzig genug sein mußten. [...] Ich aber war von dem, was ich oben gesehen und gefunden hatte, vollkommen erfüllt. Die tiefe Empfindung, welche jetzt immer in meinem Herzen war, und welche mich angetrieben hatte, im Winter die Höhen der Berge zu suchen, hatte mich nicht getäuscht. Ein erhabenes Gefühl war in meine Seele gekommen [...]. (582, 584)

Die Stifter-Mythologie, insbesondere die Legende um die Entstehung der später *Bergkristall* betitelten Geschichte *Der heilige Abend* wurden besonders befruchtet durch eine anekdotische Erzählung aus der Feder Friedrich Simonys, die von dem Literaturhistoriker Emil Kuh 1872 bei Heckenast veröffentlicht wurde, im Kontext seines Doppelporträts *Zwei Dichter Österreichs: Franz*

<sup>41</sup> Vgl. Rudolf Lehr (Anm. 1), S. 31: "Wenn der Held des Romans zu einem Gletscher emporsteigt, so sind dabei die Winterexpeditionen zum Hallstätter Gletscher gemeint. [...] Von einem 'Simmiens' ist im *Nachsommer* die Rede – daraus glauben manche direkt auf den Namen Simonys schließen zu können."

*Grillparzer – Adalbert Stifter*.<sup>42</sup> Simony schildert in einem Brief an Emil Kuh, den dieser in voller Länge in seine Darstellung integriert, jene Begegnung mit Stifter im Sommer 1845 in Hallstatt, die in paradigmatischer Zuspitzung den Wissenschaftler mit dem Dichter zusammenbringt, wobei zu beachten ist, dass beide in der Realität zu jener Zeit sozial noch keineswegs abgesichert und deshalb auch in ihrer beruflich-kulturellen Identität noch mitnichten gefestigt waren. Im übrigen kann diese Begegnung durchaus als Impuls für eine Intensivierung von StifTERS Verhältnis zur Geologie betrachtet werden; zu erinnern ist an die Umarbeitung der in diesen Jahren entstehenden Erzählungen, die dann in die Sammlung ‚Bunte Steine‘ eingehen, mit der bekannten neuen mineralogischen Titelgebung, schließlich auch an den Geologenroman *Der Nachsommer*.

Mit keinem Wort bezieht sich Simony in jenem Brief an Emil Kuh vom August 1871 auf den Umstand, dass Stifter ihn – sein naturwissenschaftliches Werk, sein Profil als Wissenschaftler – für seinen Roman recht intensiv ‚verwertet‘ hatte (in der Stifter-Forschung war lange Zeit immer wieder davon die Rede, Stifter habe ihm damit ein ‚Denkmal‘ gesetzt). Das Fehlen auch nur des geringsten Hinweises auf die in den *Nachsommer* eingegangenen Bezüge auf ihn ist bei der Prominenz von Simony-Themen und -Eigenschaften in dem Roman durchaus bemerkenswert. – Nach einer topischen Wendung des Vorbehalts gegen die Schwächen der Erinnerung ruft dann Simony die Szene herauf, die ihn ein Vierteljahrhundert zuvor für zwei Tage mit dem inzwischen Verstorbenen zusammengeführt hatte. In einem kunstvollen narrativen Arrangement konstruiert er sich selbst als den Prototypen des Wissenschaftlers und sein Gegenüber als den Wortkünstler. Dabei hat diese Konstruktion sowohl individuelle als auch allgemeinere Signifikanz. Herausgestellt wird, indem sich der Verfasser der Anekdote als professionellen Wissenschaftler ins Bild setzt, die Ausdifferenzierung der Geographie als strenger Wissenschaft, in einer ganz deutlichen Abgrenzung gegen die ästhetisch-poetische Zugangsweise zu Natur und Landschaft. Zugleich hält Simony den einst mit ihm konkurrierenden Naturschriftsteller und auch den ‚Mitbewerber‘ in Metternichs Hause sowie in der Wiener Gesellschaft noch nachträglich auf Distanz.

Die Szenerie ist äußerst dramatisch, der Natureingang heftig bewegt, denn ein mächtiges Gewitter bricht über Hallstatt herein und bildet den Hintergrund für die erste Begegnung auf dem Friedhof, wohin Stifter (immer nach Simonys Bericht) mit seiner Frau gegangen war. Er war mit ihr eigens ange-reist, um den Bekannten aus dem Vorjahr zu treffen. Paradoxerweise malt der wissenschaftliche Zeichner Simony hier ein „Landschaftsgemälde“, das als eine Antwort auf das Gewitter zu Beginn des *Nachsommer*-Romans (im dritten Kapitel des ersten Bandes) gelesen werden kann. Während dort das Gewitter sehr zögernd anrückt, durch viele Natur-Zeichen angekündigt und

<sup>42</sup> Emil Kuh, *Zwei Dichter Österreichs: Franz Grillparzer – Adalbert Stifter*, Pest 1872, S. 453-470.

lesbar wird und sich eigentlich nur indirekt kundtut, kommt Simonys Gewitter mit voller Wucht und Gewalt, wie es sich offensichtlich nach seiner Vorstellung für ein Gewitter ziemt.

Eben hatte der Gewittersturm seinen Höhepunkt erreicht. Ein betäubendes, in allen Bergen wiederhallendes Donnern und Tosen erfüllte die Luft, unten der wogende, brandende, schäumende See, oben der wilde Kampf der durch einander rollenden, flammenden Wolken. An den hohen, eng vergitterten Bogenfenstern des Gotteshauses rüttelte der vorbeirasende Orkan, dass sie jeden Ausblick in tausend Splitter zu zerbrechen drohten, hinter der Kirche ächzte der Buchenwald, als würde er im nächsten Momente von dem Felsberg weggefegt werden, und die Kreuze über den stillen Gräbern klirrten und klapperten, wie wenn der jüngste Tag im Anbruch wäre.<sup>43</sup>

In dieses Toben der Elemente hinein stellt Simony dann den Dichter und seine Frau, die nur kurz zum Erzähler-Ich herüberschauen und sich dann wieder im „Schauen des gewaltigen Naturbildes“ (456) verlieren. Das ist schon ein zweiter Hinweis gleich auf den ersten Seiten, in dem das seit Lessings *Laokoon* mehr oder weniger virulente Thema der malenden Poesie ins Spiel gebracht wird; und dies ist kein Zufall, denn gegen Ende seiner Erzählung kommt Simony auf die viele Jahre zuvor in seinem unbeantworteten Brief an Stifter bei jenem kritisierte „kleinliche Detailmalerei unwesentlicher Dinge“ (so nennt er es jetzt) zurück und versucht eine späte – und durchaus verunglückte – Zurücknahme dieser seiner eigenen Kritik:

Nun will ich aber gleich hier gestehen, dass sich im Laufe der Jahre meine Anschauung in Bezug auf das Letztgesagte bedeutend geändert hat. Als ich jüngst wieder die *Studien* durchblätterte, kam mir vor, dass manches von dem, was mir damals allzu breitspurig [!] und pedantisch kleinlich vorkam, dennoch auch seine Berechtigung habe, indem der Leser [...] sich unwillkürlich selbst mitten in die Action versetzt und das Ganze leibhaftig und lebendig vor sich abspinnen sieht. (469 f.)

Auf die Begrüßung folgt ein erster Spaziergang, ohne die „sich etwas angegriffen fühlende Gemalin [!]“ (457), in dessen Verlauf Simony sogleich die „zweifache Richtung“ von Stifters „Naturanschauung“ erkennt und sie auf exemplarische Weise für die Rekonstruktion des poetischen Prozesses nutzt. Die „rein künstlerische Erfassung der Landschaftsobjekte“ mit dem „in gleichem Grade sonst nur bei vollendeten Malern entwickelten Blicke“ wird kombiniert mit einem offensichtlich dilettantischen Streben, „das Gesehene [...] wissenschaftlich zu erörtern.“ (458) Dies jedoch stellt sich als der Übergang zum ureigenen Medium des Dichters dar, so dass die Synthese aus Kunst und Naturwissenschaft im Medium der Sprache modellhaft erscheint:

Noch sehe ich ihn vor mir, wie er vor der bekannten schönen Felsgruppe hinter der Echernmühle plötzlich halt machte und dieselbe nun mit Worten abzuzeichnen und zu malen begann und so lange mit der Sprecharbeit fortfuhr, bis eine allerliebste Skizze in seiner Gedächtnismappe fertig sass. (458)

An dieser Stelle werden die legendären Bauernkinder mit den Erdbeeren eingeführt, welche in einer sichtlich zur Idylle stilisierten Szene von ihrem überstandenen Gewitter-Abenteuer erzählen, wodurch sie prädestiniert sind, in die *Bergkristall*-Erzählung einzugehen, welche noch im selben Jahr 1845 entstehen sollte. Der Anblick eines wilden Schmelzwasserbaches ist der Anlass für Simony, von seinem ersten Winteraufenthalt auf dem Karls-Eisfeld zu berichten, von dem hier bereits eingangs die Rede war. Besonders beeindruckend war nach Simonys rückblickender Darstellung für Stifter die Schilderung der Eishöhle, in die der Gletscherforscher damals vorgedrungen war. Damit liegt der zweite Baustein für die *Bergkristall*-Konstruktion bereits vor, doch die Synthese durch Stifter, als Inspirationsakt von Simony mythisiert, wird noch etwas aufgeschoben. Vorgeschaltet wird der Hinweis auf die Situation, in der Reisende in größerer Zahl und als ein recht buntes Volk erscheinend, in einem an Boccaccio erinnernden Arrangement durch das Unwetter „in Hallstatt festgebant“ (461) sind, wodurch sie das Personal einer Abendgesellschaft abgeben, in welcher der Dichter Stifter dann zu seiner eigentlichen Rolle finden wird. Und da die Frau des Dichters immer noch unpässlich ist, finden sich die beiden Herren zunächst gezwungen, in das Arbeits- und Schlafzimmer zu gehen, das Simony in Hallstatt bezogen hatte. Nun wird, genau zwischen einem ersten Auftritt Stifters als Dichter und der Schilderung eines Aktes poetischer Inspiration platziert, der Wissenschaftler Simony ins Bild gesetzt, und zwar gespiegelt in seinem Ambiente:

In der That starrte meinem Gaste ein wahrhaft chaotisches Wirrnis des buntesten Gelehrten-Stillebens [!] entgegen. Drei Tische bildeten die Hauptstücke der Einrichtung. Auf dem einen derselben hatten sich mitten zwischen getrockneten Pflanzen und Schwersteinen ein paar Bergschuhe nebst Steigeisen eingenistet, während ein Tintenzug sich nicht nur die ungebührliche Nachbarschaft der letzteren, sondern auch noch die brutale Bedrohung durch einen ihm nahegerückten geologischen Hammer gefallen lassen musste. Eine zweite Tafel war mit ganzen Bergen von Petrefacten belastet, ein dritter Tisch mit Landschaftsskizzen, Zeichenrequisiten und Büchern bedeckt. (461 f.)

Ergänzt wird das Tableau durch Tiefenkarten und Profile des Hallstätter Sees an den Wänden, durch Thermometer, Barometer und Mess-Schnüre sowie „diverses naturhistorisches Gerümpel“ (461): das pralle Leben eines Naturforschers, in dessen Reich übrigens, wie der eintretende Stifter sogleich bemerkt hatte, „noch nicht die Tyrannei der ewig aufräumenden Hausfrau“ (461), frei nach Schiller, herrscht. Dieses ‚Stilleben‘ ist, auch wenn es oberflächlich als Durcheinander erscheint, sorgsam komponiert, es repräsentiert drei Dimensionen der wissenschaftlichen Arbeit: Das Vermessen und Erschließen der Natur durch Exkursionen, das sammelnde Rekonstruieren ihrer Vorgeschichte und schließlich das theoriegeleitete Ordnen, Präsentieren und Erklären.

Die gemeinsame Betrachtung wissenschaftlicher Zeichnungen führt dann direkt in jene exemplarische Szene der Inspiration, welche fortan als Keim der *Bergkristall*-Erzählung gilt:

<sup>43</sup> Ebd., S. 456. [Zitate werden nachfolgend im fortlaufenden Text nachgewiesen].

Mit ganz besonderem Interesse aber betrachtete er lange ein ziemlich treu gemaltes Bild jener Gletscherhöhle, von welcher ich Tags zuvor erzählt hatte. Plötzlich sagte er „Ich habe mir jetzt das Kinderpaar von gestern in diesen blauen Eisdome versetzt gedacht; Welch' ein Gegensatz wäre dies liebliche, aufknospende, frisch pulsirende Menschenleben zu der grauenhaft prächtigen, starren, todeskalten Umrahmung! Vergessen Sie ja nicht Ihr Versprechen für den Abend, die Schilderung Ihrer Winterfahrt nach dem Gletscher muss auch meine Frau zu hören bekommen. Vielleicht stehle ich Ihnen einmal dieses Bild, wenn Sie nicht vorziehen, es selbst unter die Leute zu bringen.“ (463)

Dazu wäre Simony jedoch gar keine Zeit geblieben, denn Stifter machte sich im Herbst desselben Jahres noch an die Erzählung und veröffentlichte sie im unmittelbar folgenden Winter. Der zeichnende und sprachgewaltige Naturwissenschaftler führt exemplarisch vor, wie aus seiner Perspektive die poetische Inspiration bei Stifter geschieht: angeregt durch präzise wissenschaftliche Zeichnungen und unter Rückgriff auf ein für sich genommen völlig unbedeutendes alltägliches Erlebnis (die Begegnung mit den beiden ‚Erdbeer-Kindern‘). Dabei legt der Geograph dem Dichter eine verräterische Wendung in den Mund, die vielleicht auch das mit meint, was Stifter im Nachsommer-Roman mit Simony getan hat: Es geht um einen nur notdürftig ironisierten ‚Diebstahl‘.

Die Abendgesellschaft kommt in Gang, die Protagonisten werden von Simony mit offensichtlichem Autoren-Ehrgeiz satirisch ins Bild gesetzt, und aus der polyzentrischen allgemeinen Konversation entwickelt sich bald ein Monolog, den der Meister des Wortes hält. Stifters Rede bringt, so schildert es Simony, die Gäste nacheinander zum Verstummen, „bis die ganze Gesellschaft, wie von einem Zauber befangen, ein einziges aufmerksames Auditorium bildete.“ (465) Und wiederum geht es um ‚malende Poesie‘: „Stifters Vortrag war ein fortgesetztes Zeichnen und Malen von Personen und Dingen in Worten. Dabei mussten aber die Anwesenden nicht nur die Ausführung der Bilder, sondern auch die ganze Vorbereitung zur Ausführung desselben mitmachen.“ (465) Simony führt diese Allegorie umständlich aus und gibt Stifters Monolog als die recht langwierige Entstehung eines Wort-Gemäldes wieder, das am Ende alle erfreut, „die es zu sehen, oder eigentlich zu hören bekamen.“ (466)

Und erneut findet sich das Diebstahl-Motiv, wenn Simony Stifters Stil charakterisiert:

Der Künstler verfuhr aber auch bei seiner Arbeit ganz absolutistisch. Liess es sich einer der Anwesenden beikommen, ein Separatbildchen zu formiren, so war Stifter flugs mit dem Vertreibpinsel da und hatte das werdende Ding weggewischt; mitunter griff er aber auch nach der fremden Palette und holte sich eine brauchbare Farbe zur eigenen Benützung herüber. (466)

Das ist durchaus als eine kritische Darstellung von Stifters poetischem Verfahren des Borgens und Leihens zu werten (wie im Falle der *Bergkristall*-Erzählung, wie im Falle des *Nachsommers*), symbolhaft zugespitzt und aus bewußt verfremdender Perspektive. – Die Dramaturgie des Abends, wie sie

durch Simony wiedergegeben wird, bringt als Höhepunkt „die Schilderung des Kinderpaares“ (467), und nach einer Stunde des Monologs weitet sich das Gespräch dann wieder zu einer echten Konversation, bis sich gegen Mitternacht die Gesellschaft auflöst.

Simony bringt den Bericht rasch und knapp zu Ende; doch die Dramaturgie muss erneut genau beachtet werden: Stifter habe ihm beim Abschied am andern Tag das „freundschaftliche“ *Du* angeboten und ihm „das Versprechen künftigen eifrigeren geistigen Austausch abgenommen“ (467). Doch daraus sei nichts geworden. Und nun folgt eine behutsame, aber klare Distanzierung: Stifter habe ihn – wie schon zuvor – auch in Hallstatt ermuntert, auch selbst schriftstellerisch tätig zu werden: „ich brauchte ja nur zu schreiben, wie ich erzähle, Stoff hätte ich für ganze Bücher und der Verleger würde sich gewiss finden. Nun war aber *meine* Vorstellung über das mir verfügbare Material eine ungleich bescheidenere.“ (468) Und hier schließt sich nun – ohne noch in pragmatischem Zusammenhang mit der Schilderung der Begegnung in Hallstatt zu stehen und insofern unnötig oder gewollt – der Bericht über die 1849 gegenüber Stifter brieflich geäußerte Kritik an der ‚kleinlichen Detailmalerei unwesentlicher Dinge‘ an, die Simony in diesem späten und von einem bereits Verstorbenen handelnden anekdotisch-erzählerischen Brief mühsam sogleich selbst wieder relativiert.

Die weitere Entfremdung zwischen den beiden, in der Forschung immer wieder als Freunde bezeichneten Menschen wird von Simony nicht verschwiegen:

Obgleich er in den folgenden Jahren wiederholt nach Wien gekommen war, fand er sich nicht mehr bei mir ein. Wohl mochte er erfahren haben, dass mir der Himmel ein Glück beschieden hatte, welches ihm versagt geblieben war – ein Glück, das er über alles pries, das er so tief empfand und um so schwerer vermisste. Die Ziehtochter, welche die schmerzlich empfundene Lücke ausfüllen sollte, hat sie nicht ausgefüllt. (470)

Und als sei es damit immer noch nicht genug, deutet Simony ganz am Ende seines Charakterbildes über Stifter gegenüber dessen Biographen noch weitere Abstriche an der ihm zgedachten Wertschätzung an, wenn er etwas gönnerhaft, zugleich aber auch maliziös schreibt:

Wenn mein Brief nicht ohnehin schon so ungebührlich lang ausgefallen wäre, so hätte ich noch Einiges über Stifters Landschaftsmalereien gesagt, von denen jene, die ich zu sehen bekam, nicht ohne künstlerischen Werth und poetisch in der Composition waren. In der Ausführung des Details und theilweise in der Farbengebung war jedoch Stifters Feder gewandter als sein Pinsel. Dazu hatte ihm die unerlässliche, dauernde Schulung gefehlt. Doch darüber gelegentlich mehr. (470)

Die Stiftergemeinde wird auf ‚Analysen‘ dieser Art gerne verzichtet haben. Immerhin wären sie Teil einer exemplarischen Begegnung zwischen den Naturwissenschaften und den Künsten, die durch Abgrenzungen und ‚Übergriffe‘ gekennzeichnet ist. Aus Simonys Perspektive ist die Wissenschaft eindeutig die authentische Weise der Weltaneignung, während der Dichter,

wie er von ihm stilisiert wird, nur in abgeleiteter, ‚erbogter‘ Weise auf das Naturwissen Zugriff hat: Poetik aus der Außenperspektive. – Es ist die Epoche der entstehenden Populärwissenschaft mit ihren literarisierenden Darstellungsformen, die sie zwangsläufig in Territorialkonflikte mit der Literatur und ihrem traditionellen Anspruch auf Weltdeutung bringen musste, während sich zugleich Autoren wie Stifter oder Annette von Droste-Hülshoff ihrerseits durch die Naturwissenschaften gerne ‚inspirieren‘ ließen.

Walter Erhart

## Fontane und Eichendorff, Berlin, 17. Februar 1854

Als Eichendorffs Novelle *Aus dem Leben eines Taugenichts* zu Ostern 1826 erscheint, ist Theodor Fontane gerade einmal sechs Jahre alt und wohnt mit seinen Eltern in der preußischen Garnisonsstadt Neuruppin. Während Eichendorff mit seinem fiktiven Vagabunden und Wandergesellen ein bald berühmtes Symbol deutscher Spätromantik ins literarische Leben ruft, hat Fontane später seine Geburtsstadt als ein Symbol preußischer Unpoesie beschrieben: In der nach dem „großen Feuer“ wie auf dem Reißbrett neu aufgebauten preußischen „Provinzialstadt“ sei eine „Öde und Leere“ entstanden, „die zuletzt den Eindruck der Langeweile macht.“<sup>1</sup> Und in eben dem Jahr des Eichendorffschen *Taugenichts* kommt Fontane auch noch in die preußische „Klippschule“ und erhält den ersten Eindruck preußischer Disziplin – weniger von Seiten des Lehrers als vielmehr der eigenen Mutter. Diese empfand es nicht nur als ihre „Pflicht“, beim Lesenlernen tatkräftig „nachzuhelfen“, sondern „ging im Hartanfassen dann und wann etwas zu weit“ – so berichtet es Fontane später in seiner Autobiographie *Meine Kinderjahre*: Nicht nur Schläge – eine „rasche Hand“ – waren an der Tagesordnung, sondern auch die „andauerndsten und gelegentlich schmerzhaftesten Kämmprozeduren“, mit denen die Schönheit der blonden Knabenlocken hergestellt werden sollte, der Sohn aber buchstäblich bis aufs Blut gequält wurde.<sup>2</sup>

Es war Fontanes Vater, der zu dieser Zeit die Rolle des „Taugenichts“ übernahm. Im bürgerlichen Beruf Apotheker, geriet er durch seine Leidenschaft im Glücksspiel in solch übermäßige Schulden, daß er – von seinen Gläubigern regelrecht verfolgt – zu Ostern 1826 seine Apotheke verkaufen mußte. Die Familie zog in ein Mietshaus um, und es dauerte mehr als ein Jahr, bis Louis Henri Fontane im pommerschen Swinemünde eine neue Apotheke gefunden hatte und mit Frau und zwei Söhnen an die Ostsee ziehen konnte. Zuvor aber, durch den Apothekenverkauf plötzlich mit Geld versehen, schien der Vater diese mit häufigen Reisen ausgefüllte „Zwischenzeit“ außerordentlich zu genießen: Das „fünfvierteljährige glückliche Interim“ – so der Sohn im Rückblick – war die einzige Zeit, in der die „Bredouille“ des spielsüchtigen Vaters „geruht hatte“.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Theodor Fontane, *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, hrsg. v. Gotthard Erler und Rudolf Mingau, 7 Bde., Berlin 1994, Bd. 1, S. 52 (Große Brandenburger Ausgabe, hrsg. v. Gotthard Erler).

<sup>2</sup> Theodor Fontane, *Meine Kinderjahre*, in: Th. Fontane, *Werke*, ausgew. und einged. v. Hans-Heinrich Reuter, 5 Bde., Berlin u.a. 1964, Bd. 1, S. 87f.

<sup>3</sup> Ebd., S. 86.